

einer Klinik für Suchtkranke entlassen worden, danach wurde sie viermal rückfällig, „das letzte Mal war schon wieder die Höhe der Miete weg“. Nun hat sie seit drei Wochen nicht gespielt.

Angefangen hat es vor mehr als sechs Jahren, ganz harmlos und mit einem Gewinn. Das Pech haben viele, die irgendwann spielsüchtig sind: dass es der Zufall am Anfang einmal gut mit ihnen meint. Lange nach diesem fröhlichen Spielhallen-Ausflug mit einer Urlaubsbekanntschaft musste Menne Betriebskosten nachzahlen, und zwar drei Jahre in Folge. 1700 Euro. 1200 Euro. 700 Euro. „Ich hatte das Geld aber nicht“, sagt sie, die damals gerade arbeitslos und raus aus ihrer zweiten Ehe war und einen zehn Jahre alten Sohn zu Hause hatte, der das alles nicht so gut wegsteckte. Also ging sie spielen, beim ersten Mal mit zehn, dann mit zwanzig Euro, „und dann bin ich hin und hab einmal die ganze Miete verhökert“.

So ging das Jahr um Jahr. Nachts nahm sie ihr Geld, wurde in der Spielhalle nett begrüßt und gefragt: „Bleibt's beim Latte macchiato ohne Zucker?“ Wenn ihr Sohn fragte, erzählte sie, dass sie mit Freunden unterwegs gewesen sei. Wenn das Geld alle war, bat sie die Mutter um Hilfe. „Es gibt auch keine Grenze mehr. Wenn einen der Tunnel erwischt, dann sagt man: Nur noch den Fünziger, dann ist Schluss. Dann: Na gut, du kriegst gleich einen Gewinn – den Hunderter musst du aber lassen, du musst dem Jungen ja was zu essen kaufen.“

Spielhallen, diese schmutzigen Räume in baufälligen Kellern und öden Vorstadtbahnhöfen, waren lange eine Männerwelt. Wer wissen will, wie es dazu kam, dass es irgendwann auch Frauen dahin zog, der kann an der Universität Hamburg anrufen, bei Ingo Fiedler. Fiedler ist Wirtschaftswissenschaftler und forscht zu Glücksspiel. Er ist einer derjenigen, die errechnen haben, dass ein Großteil des Umsatzes der Automatenbranche von Spielsüchtigen stammt. Und ihm ist noch etwas anderes aufgefallen: Das Geld, das die Branche insgesamt verdient, hat sich seit 2006 fast verdoppelt. „Wer solche Wachstumswahlen hat, der will nicht stagnieren“, sagt er.

Also habe sich die Automatenindustrie neue Märkte gesucht und drei gefunden: erstens das Internet, allerdings eine rechtliche Grauzone – was sogar einige tradi-

tionelle Automatenhersteller kritisch sehen. Zweitens sind das Jugendliche, für die in den Vereinigten Staaten zunehmend Automaten entwickelt werden, in denen Geschicklichkeitselemente eine Rolle spielen oder das zumindest vorge-tauscht wird. Und drittens eben: Frauen.

Aus wirtschaftlicher Sicht, so Fiedler, sind Frauen für die Automatenindustrie mehrfach interessant. So ist die Möglichkeit zu wachsen immer da besonders groß, wo eine Zielgruppe unterrepräsentiert ist. Zudem sei es erstrebenswert, ein Produkt für ein großes Publikum zu öffnen. Vor allem: Neue Kunden sind erst einmal keine süchtigen Kunden.

Die Industrie entwickelte also Spiele, die rosa aussehen und beispielsweise „Lucky Lady's Charm“ heißen, lüftete einmal ihre muffigen Hallen durch und warb auf Plakaten mit glücklichen Frauen vor spendierfreudigen Automaten.

Ulrike Menne sagt: Das habe gewirkt, bei ihr und anderen. „In den Spielhallen sitzen viele Frauen und junge Leute“, sagt sie. Zwischen 20 und 25 Prozent der Spieler sind Befragungen zufolge Frauen – viele Spieler selbst und Experten sagen, es seien eher noch mehr. Denn Frauen schämten sich häufiger, in den Studien zuzugeben, dass sie in Spielhallen gehen.

Schon hier sei gesagt: Die Automatenindustrie bestreitet, sich Frauen absichtlich ausgeguckt zu haben. Sie freut sich aber über die neuen Kunden. Denn der Umsatz in der Branche wächst seit Jahren, und lange war gar nicht klar, wie hoch er wirklich ist: Das Münchner Ifo-Institut gibt jedes Jahr Zahlen heraus zur Automatenbranche. Erst stützten die sich auf Angaben der Unternehmen, beim Bericht für 2015 wurden dann erstmals Umsatzsteueranmeldungen herangezogen – was die Ertragszahlen quasi über Nacht um eine Milliarde in die Höhe schießen ließ. 5,8 Milliarden Euro wurden dem Institut zufolge 2015 in Deutschland mit Automaten umgesetzt, an denen um Geld gespielt werden kann.

Auch die Zahl der Spieler in den privaten Spielhallen wächst stark. Gingen noch 2007 rund 30 Prozent der Automatenspieler in die Hallen statt in die staatlich betriebenen Spielbanken, waren es 2015 nach Angaben der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung fast 55 Prozent. Der Anteil der Frauen in Deutschland, die an Automaten spielen,

ist absolut zwar immer noch niedrig. Er ist aber seit 2007 kontinuierlich gestiegen und inzwischen fast doppelt so hoch.

2007, das ist zehn Jahre her. Sechs bis neun Jahre dauert es in der Regel, bis die Anfälligen unter den Spielern spielsüchtig geworden sind. Spätestens jetzt bemerken es also auch Menschen wie Monika Vogelgesang, dass mehr Frauen unter den Spielern sind. Denn jetzt landen die Frauen bei Vogelgesang in der Klinik Münchwies in Neunkirchen an der Saar und in anderen Hilfseinrichtungen. Die Zahl der spielsüchtigen Frauen, die in Deutschland Hilfe suchen, ist zuletzt jedes Jahr um etwa 130 auf rund 2000 gestiegen. Vogelgesang ist Chefärztin an dem Krankenhaus in Münchwies, wo es, hierzulande bislang einmalig, eine Gruppe für spielsüchtige Frauen gibt. Frage an sie: Was macht eigentlich abhängig von so einem einfältigen Automaten?

Spielsucht, so Vogelgesang, ist nach der Internationalen Klassifikation der Krankheiten keine Sucht, sondern eine Impulskontrollstörung. „Aber eine mit Schnittmengen zur Sucht“, sagt Vogelgesang: Schon die Aussicht auf einen Gewinn sorge dafür, dass das Belohnungssystem im Körper anspringe und Dopamin ausschütete. Das gibt uns ein gutes Gefühl. Was uns froh macht, wollen wir wiederholen, und wir verknüpfen es mit den entsprechenden Gegenständen, hier dem Geldspielautomaten. Dass die Spiele im eigentlichen Sinne langweilig sind, gleichförmig jedenfalls, spielt dann keine Rolle mehr: Der Spieler spielt sie, weil er süchtig nach dem Dopamin-Schub ist.

Wie erstaunlich einfach dieses System funktioniert, konnte Vogelgesang in ihrer Klinik an einem Getränkeautomaten beobachten: Irgendwann fiel Vogelgesang auf, dass sich vor allem die Spielsüchtigen Getränke aus dem Automaten holten. „Die steckten einen Zehn-Euro-Schein rein, und dann purzelten neun Euro in Münzen zurück.“ Allein dieses Geräusch erinnert die Süchtigen ans Automatenspiel.

Die Frauen, die in die Klinik kommen, unterscheiden sich in einem Punkt klar von den Männern. Unter Frauen ist der Anteil derjenigen höher, die an einer Depression leiden, viele von ihnen wurden missbraucht oder misshandelt. „Die Frauen sind in der Regel älter und psychisch kränker als die Männer“, so Vogelgesang.

Fortsetzung auf der folgenden Seite

Anl. 3

FAZ

7. 5. 2017

BV/0231/2017